



Christiane Dieckerhoff

PIPER

# MEINE FREMDE MUTTER

Roman

Christiane Dieckerhoff  
Meine fremde Mutter

Christiane Dieckerhoff arbeitete in ihrem ersten Leben als Kinderkraftschwester. Nach ersten erfolgreichen Veröffentlichungen ist sie seit 2016 Autorin. Sie war nominiert für den *Glauser*, den *Krimipreis des Syndikats* und für den *Goldenen Homer*.

Christiane Dieckerhoff

# **Meine fremde Mutter**

Roman

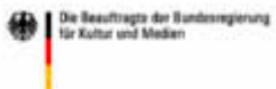
**PIPER**

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:*

[www.piper.de](http://www.piper.de)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter  
Nennung des Titels »Meine fremde Mutter« an  
[empfehlungen@piper.de](mailto:empfehlungen@piper.de), und wir empfehlen Ihnen gerne  
vergleichbare Bücher.

Dieses Werk wurde gefördert mit einem Stipendium der VG WORT  
im Rahmen von NEUSTART KULTUR.



VG WORT



ISBN 978-3-492-50624-3

© Piper Verlag GmbH, München 2022

Redaktion: Birgit Förster

Satz auf Grundlage eines CSS-Layouts  
von digital publishing competence (München)  
mit abavo vlowl (Buchloe)

Covergestaltung: Alexa Kim »A&K Buchcover«

Covernmotiv: Bilder unter Lizenzierung von Shutterstock.com genutzt  
Printed in Germany

## Vorwort

Nach dem viel zu frühen Krebstod meines Mannes wuchs in mir der Wunsch, unser gemeinsames Leben zu reflektieren. Vor allem, weil mein Mann zeit seines Lebens fest davon überzeugt war, unser Zusammentreffen habe sein Leben gerettet. Vielleicht war das zu düster gedacht, doch sicher ist, dass sein Leben einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn er nicht Ende der Siebzigerjahre sein Studium aufgegeben hätte und ins Ruhrgebiet zurückgekehrt wäre. In dieser Phase seines Lebens sind wir uns begegnet: in einer Kneipe, um genau zu sein. Er hat mich gefragt, ob ich immer so mürrisch aussehen würde, und wir sind ins Gespräch gekommen. Damals hat keiner von uns gedacht, dass unsere Unterhaltung über vierzig Jahre andauern würde. Mein Mann war kein Terrorist, aber er war ein Linker und hat viele Jahre seines Lebens mit Widerstandsgruppen sympathisiert. In seinem Nachlass fanden sich neben Briefen mit solidarischen Grüßen und der Bitte, noch den ausstehenden Anteil der Nebenkostenabrechnung zu bezahlen, auch die »Mao-Bibel« und Ausgaben der *Kommunistischen Volkszeitung*. Beides hat ihn geprägt, aber nicht beherrscht. Dieses Buch enthält viel aus unserem gemeinsamen Leben und dem Leben von Freunden und Bekannten, die bereitwillig ihre Erfahrungen mit mir geteilt haben. Wir haben uns gefragt: Was wäre gewesen, wenn? Was hat Menschen aus unserem Umfeld radikalisiert? Warum ist uns das nicht passiert? Die Figuren in diesem Buch sind ebenso fiktiv wie die Handlung. Trotzdem gab es die Demonstrationen und die Auseinander-

setzungen mit der Polizei, die auch uns geprägt haben. Die blutigen Sonntage sind keine Fiktion, sondern Wirklichkeit. Die Schüsse, denen drei Polizisten an der Startbahn West zum Opfer fielen, sind gefallen, auch wenn sie nichts mit meiner Protagonistin zu tun hatten.

Ich war siebzehn, als ich meinen Mann kennenlernte: ein bisschen vorlaut, mit einem ausgeprägten Unbehagen gegenüber Ungerechtigkeiten.

Mein Mann war fünfundzwanzig, sprach sechs Sprachen und hatte das gleiche Gerechtigkeitsempfinden. Doch im Gegensatz zu mir hatte er Erklärungen und Worte. Natürlich habe ich ihn bewundert, doch das war nicht die Basis unserer Beziehung. Er hat mir geholfen, meine eigenen Worte zu finden, auch wenn sie nicht die seinen waren. Wir haben es mal besser, mal schlechter geschafft, mit unseren Widersprüchen zu leben. Das war nicht immer einfach, aber es war immer die Mühe wert. Wir haben zwei wunderbare Kinder, die vielleicht zu früh gelernt haben, zu argumentieren. Aber wer sagt, dass das Leben immer leicht ist? Doch es ist immer lebenswert, wenn man liebt und geliebt wird. Ich hoffe, auch das zeigt dieses Buch.

# **1. Kapitel**

**2019**

Rabea kannte sich aus mit Schmerz, auch wenn ihre eigenen Erfahrungen sich auf einen entzündeten Blinddarm und eine Mittelohrentzündung beschränkten. Doch durch ihre Arbeit im Frauenhaus hatte sie so viele Verletzungen gesehen, dass sie schon anhand der Körperhaltung sagen konnte, wo die Wut des Mannes eingeschlagen hatte. Selten war es so offensichtlich wie ein blaues Auge oder eine aufgeplatzte Lippe. Meist versteckten sich die Prellungen und Brandwunden unter langärmeligen Shirts. Die Frauen taten alles, um den Schein zu wahren, doch ihre Körperhaltung verriet sie.

Also wusste Rabea, dass die Frau, die ihr gegenüber am Küchentisch saß, zumindest geprellt, wenn nicht sogar gebrochene Rippen hatte. Solche Verletzungen entstanden, wenn die Frauen bereits am Boden lagen. Rabea musterte die Frau mit den akkurat gezupften Augenbrauen und dem tränenverschmierten Lidschatten. Sie kannte ihre Geschichte, sie war nicht zum ersten Mal hier: Einzige Tochter, Studium, Jugendliebe geheiratet, Haus gebaut, Kinder bekommen. Alles geplant, keine Sorgen. Leben auf der Sonnenseite. Dann die erste Ohrfeige: ein Ausrutscher. Erschrecken, verzeihen, die Schuld bei sich suchen. Danach lange nichts und dann immer wieder. Irgendwann ballten sich die Finger zur Faust und die Frauen unterdrückten ihre Schreie, damit die Kinder nicht wach wurden. Was blieb, war die Scham, weil man auf

einmal zu denen gehörte. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Rabea unterdrückte einen Seufzer. Es dauerte lange, bis die Frauen verzweifelt genug waren, ins Frauenhaus zu kommen.

Die Frau nippte an ihrem Kaffee. Er war stark und süß. Ein altbewährtes Mittel gegen den Schock. Ihre Kinder lagen im letzten freien Zimmer. Obwohl es ein Etagenbett war, hatten sie sich ins untere Bett gezwängt: aneinandergeschobt, verängstigt. Wieder einmal aus ihrem Leben herausgerissen. Der Junge war sechs, das Mädchen vier. Bilderbuchkinder einer Bilderbuchfamilie. Vater Lehrer, Mutter Lehrerin. Ideale Voraussetzungen, um den Absprung zu schaffen, und trotzdem war die Frau zu ihrem Mann zurückgekehrt.

Kinder brauchen ihren Vater, hatte sie gesagt. Und auch jetzt sagte sie es wieder.

»Kinder brauchen doch ihren Vater.« In ihrer Stimme schwang die Bitte um Bestätigung mit.

»Kinder brauchen Liebe und Sicherheit«, entgegnete Rabea. Es war nicht ihr Job, die Frauen darin zu bestärken, in toxischen Beziehungen zu bleiben.

»Aber er liebt seine Kinder, wirklich.« Mit jedem Wort wurde die Stimme der Frau atemloser. So als würde sie durch die Sätze hasten, um nicht über ihre Worte nachdenken zu müssen. »Er würde ihnen nie etwas antun.« Ihr Blick klebte jetzt geradezu an Rabea, so sehr wünschte sie sich Bestätigung. »Und er liebt auch mich. Aber wenn er getrunken hat, da ist dann diese Wut in ihm.«

»Ich weiß.« Rabea unterdrückte ein Seufzen. Sätze, die mit dem Wörtchen »aber« anfingen, nahmen selten ein gutes Ende. »Warst du beim Arzt?«

»Nein!« Unwillkürlich griff sich die Frau an die Rippen.

»Ich kann dir was gegen die Schmerzen geben«, bot Rabea an. Das war zwar gegen die Vorschriften, schließlich waren

sie keine Ärzte, doch es blieben immer Medikamente in den Zimmern zurück, wenn die Frauen auszogen. Irgendwie ließ die Hoffnung auf ein besseres Leben sie die Schmerzmittel vergessen. Selbst wenn sie zu ihren Ehemännern zurückkehrten.

»Warum konnte ich nicht einfach die Klappe halten.« Die Frau griff sich in die Haare, zuckte zusammen. Wahrscheinlich waren ihre Fingerspitzen auf eine Beule gestoßen. »Ich weiß doch, wie er ist, wenn er getrunken hat. Ich hätte mich schlafend stellen sollen.«

»Wie sonst immer?« Diese Replik war nicht hilfreich, war es nie. Doch manchmal verlor Rabea ihre professionelle Distanz, und dann war sie wütend: auf die Männer, die ihre Frauen schlügen, und auf die Frauen, die sich daran die Schuld gaben.

»Zumindest hat es funktioniert«, fauchte die Frau. Die Wut, die sie nicht gegen ihren Mann richten konnte, richtete sich gegen Rabea. Niemand bekam gerne den Spiegel vorgehalten. Die Schultern der Frau sackten nach vorn. »Was soll ich denn machen?«, murmelte sie und putzte sich die Nase.

»Komm erst einmal zur Ruhe«, sagte Rabea. »Und dann sehen wir weiter.«

»Die Kinder hassen es, hier zu sein.« Für einen Momentbettete die Frau den Kopf auf ihre auf dem Tisch liegenden Unterarme. Ihre Stimme klang undeutlich. »Sie wollen zu ihrem Papa.«

»Sie sind noch so klein.«

»Was soll ich nur tun?« Die Frau hob den Kopf. Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Wir reden morgen weiter.« Rabea stemmte sich in die Höhe.

»Es ist bereits morgen«, murmelte die Frau nach einem Blick aus dem Fenster. »Der Tag danach«, fügte sie nachdenklich hinzu. »Das ist das Komische daran, obwohl es

nicht zum Lachen ist: Deine Welt zerbricht, und das Leben geht einfach weiter. So, als spiele es überhaupt keine Rolle.«

»Hier spielt es eine Rolle.« Rabea griff nach ihrer Kaffeetasse und trank den letzten Schluck. Unwillkürlich schüttelte sie sich. Der Kaffee war kalt und bitter. Sie stellte die Tasse in die Spüle und blieb hinter der Frau stehen, musterte ihren Hinterkopf. Eine Woge von Vergeblichkeit rauschte über Rabea hinweg. Die Frau würde wieder und wieder zu ihrem Mann zurückgehen und sich so lange verprügeln lassen, bis die Kinder aus dem Haus waren, und die beiden würden ihr Leben lang darunter leiden. Vielleicht würde der Junge, der jetzt noch schüchtern und hilfsbereit war, selbst zum Schläger werden. Und das Mädchen vielleicht wieder zur geschlagenen Ehefrau. Jede Familie war ihre eigene Hölle und verheimlichte das, bis es nicht mehr ging. Und wenn man an einem Ort wie diesem arbeitete, tat man gut daran, seine eigene Hölle zu kennen. Rabea wusste, dass sie im Vergleich zu den Kids hier eine glückliche Kindheit gehabt hatte. Trotzdem trug auch sie Verletzungen mit sich herum. Als Tochter eines überzeugten Linken, der diesem Staat und seinen Institutionen misstraute, hatte sie sich zwischen ihrem Vater und der Welt, in der sie lebte, aufgerissen. Immer sollte sie die Beste sein, jedoch auf keinen Fall Karriere machen. Schließlich hatte sie Sozialarbeit studiert. Nicht die schlechteste Berufswahl, wie sie fand. Und dann hatte sie Marvin kennengelernt. Sie war gerade Mitte zwanzig gewesen, als sie sich in ihn verliebt hatte. Marvin lebte im eigenen Haus, träumte von einer Hochzeit in Weiß und war zu allem Überfluss auch noch Polizist in zweiter Generation. Marvin war also alles, was ihr Vater verachtete. Deshalb hatte sie ihre Beziehung lange verheimlicht und sich selbst eingeredet, dass es ihre Eltern nichts anging, mit wem sie schlief. Doch als Marvin und sie dann zusammenzogen, hatte sie ihren Eltern von ihm erzählt. Nur seinen Beruf hatte sie ihnen verschwiegen. Er sei Beamter, hatte sie gesagt, das war nah ge-

nug an der Wahrheit. Marvin war gegen diese Lüge gewesen, doch er hatte sich gefügt. Wir sagen es ihm, wenn er dich besser kennt, hatte sie versprochen. Zwei Jahre war das jetzt her, und mit jedem Jahr, das verstrich, wurde es schwieriger, ihrem Vater die Wahrheit zu sagen. Marvin und er hatten sich miteinander arrangiert. Sie waren nicht unbedingt Freunde geworden – das würden sie niemals sein –, doch da beide gerne Doppelkopf spielten, konnten sie miteinander umgehen, ohne sich allzu sehr in die Haare zu geraten.

Flirrendes Blaulicht brachte Rabea zurück in die Gegenwart. Zurück in die gemütliche Wohnküche, zu der Frau mit den Schmerzfalten in den Mundwinkeln.

»Was wollen die denn hier?« Die Stimme der Frau klang schrill.

Wovor hatte sie Angst? Hatte sie sich gewehrt? Lag ihr Mann tot in ihrer Küche? Nein, dachte Rabea. Diese Frau nicht. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die sich wehrten. Sie gehörte auch nicht zu den Frauen, bei denen zuerst die Sicherungen durchbrannten, die ihre Partner ohrfeigten, ihnen das Gesicht zerkratzten oder mit Gegenständen nach ihnen warfen und sich dann wunderten, wenn die Gewalt eskalierte. Sie gehörte zu den Frauen, die wegließen. Immer wieder.

»Nichts«, sagte Rabea, als das Blaulicht in der Nacht verschwand. »Sie sind nur vorbeigefahren. Geh schlafen.« Sie legte der Frau die Hände auf die Schultern, zog sie aber zurück, als die Frau zusammenzuckte.

Rabea saß im Büro des Frauenhauses und spielte *Jewel Quest* auf ihrem Handy. Sie war zu müde, um etwas Sinnvolles zu tun. Zu müde, um nach Hause zu fahren. Sie griff in die Papiertücherbox, die für Notfälle bereitstand, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Vielleicht sollte sie sich das Notbett beziehen und hier schlafen. Marvin war sowieso nicht zu Hause. Er hatte Nachtdienst. Im Hof sprang der Be-

wegungsmelder an und tauchte die Einfahrt in gleißendes Licht. Rabea blickte von ihrem Spiel auf. Ein Polizeiwagen rollte in den Hof. O nein, dachte sie. Wer jetzt noch kam, musste im Notbett oder, wenn es eine Familie war, im Wohnzimmer schlafen. Das war für niemanden schön, am wenigsten für jemanden, dessen Welt gerade zusammengebrochen war. Widerwillig stemmte sich Rabea in die Höhe und öffnete die Eingangstür. Warme Luft wehte ihr entgegen. Sie brachte den Duft von nassem Gras mit sich. Zu ihrer Überraschung stieg Marvin aus dem Polizeiwagen. Sofort schlug Rabeas Herz schneller. Was wollte er hier? Er kam auf sie zu. Die Ärmel hochgekrempt, die Daumen in den schweren Gürtel eingehakt. Kein Lächeln im Gesicht.

»Was ist passiert?« Rabea verschränkte die Arme vor der Brust: ein Schutzschild.

»Gabi hat mich angerufen.« Marvin schloss sie in die Arme.

Rabea atmete seinen Geruch nach Schweiß und dem Deo ein, das er immer benutzte.

»Warum? Was ist los?« Sie stemmte die Hände gegen seine Brust, schaute ihm in die Augen, sah die feinen Fältchen in seinen Augenwinkeln, die Sorge in seinem Blick.

»Dein Vater«, sagte Marvin.

»Was ist mit ihm?« Rabeas Augen füllten sich mit Tränen, und sie dachte in einer Endlossschleife: Bitte nicht!

## **2. Kapitel**

***Nika, November 1989***

Fröstelnd schob sich Nika ein Pfefferminzbonbon in den Mund. Noch war es dunkel und so kalt, dass ihre Zähne schmerzten. Trotzdem schwitzte sie. Ihr Hals kratzte, und sie fühlte sich ein bisschen fiebrig. Seit Tagen hatte sie nicht mehr richtig geschlafen. Die langen Diskussionen, die machten, dass ihr Kopf gleichzeitig schmerzte und auf Hochtouren lief, waren nicht gerade schlaffördernd. Trotzdem war sie hellwach: bis in die Haarspitzen voller Adrenalin. Ein ziehender Schmerz im Rücken. Vor Schreck zerbiß sie das Bonbon. Das Funkgerät in ihrer Jackentasche knisterte, und Nika vergaß den Schmerz. Sie verschluckte sich an den Bruchstücken des Pfefferminzbonbons, hustete, spürte, wie ihr Slip feucht wurde, dabei hatte sie nicht einmal das Gefühl, pinkeln zu müssen. Sie spuckte die Bröckchen im hohen Bogen auf die Straße, und der Dackel schnüffelte daran. Jetzt nur keinen Fehler machen, nur nicht versagen. Ab jetzt hing die ganze Aktion von ihr ab.

Nika zog den Dackel mit sich und ging hinüber zu der Stelle, an der Batterie und Kabel versteckt waren. Miteinander verbunden, würden sie die Lichtschranke mit Strom versorgen. Ihre Beine zuckten, wollten rennen, aber sie wusste, dass sie genügend Zeit hatte, also schlenderte sie. Nika wirkte unbeteiligt, eine müde junge Frau im Jogginganzug, die ihren Dackel Gassi führte.

Der erste Wagen rauschte an ihr vorbei, passierte das Kinderfahrrad. Sie bückte sich, als wolle sie ihren Schuh zu binden, und griff nach den losen Drahtenden, die aus dem Gebüsch herausragten. Der zweite Wagen tauchte aus der Sackgasse auf. Nikas Finger zitterten. Sie starre auf das Kinderfahrrad, das am Geländer lehnte. Zum dritten Mal hatten sie es dort hingestellt. Wenn es heute nicht klappte, würden sie die Aktion abblasen müssen. Es war eh schon ein Wunder, dass noch niemand Verdacht geschöpft hatte. Sie legte das Bekennerschreiben, in dem sie als »Kommando Wolfgang Beer« die Verantwortung für die Hinrichtung des Chefs der Deutschen Bank übernahmen, unter einen Stein und verband die Drahtenden mit der Batterie. Sie hätte es im Schlaf gekonnt. Die Zeichnung der Konstruktion hatte sich in ihr Hirn gebrannt. Nika richtete sich auf. Für einen Moment war da wieder dieser Schmerz im Rücken, außerdem drehte sich die Welt um sie. Dann war es vorbei, und sie zerrte den Dackel hinter sich her. Nur weg hier. Alles in ihr wollte wegrennen, doch sie zwang sich, normal weiterzugehen. Der Dackel lief auf ein Stück Wiese, drehte sich im Kreis. Nika zog ihn weiter. Verständnislos stemmte er sich gegen den Zug der Leine. Die Detonation ließ Nika zusammenfahren. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Warme Nässe lief ihre Beine hinunter, dampfte in der morgendlichen Novemberluft. Der Dackel zerrte jetzt an der Leine: jaulend, den Schwanz zwischen die Hinterbeine geklemmt. Nika ließ die Leine fallen. Sie hatte nicht mehr die Kraft, sie zu halten, starre auf die nassen Flecken, die sich auf ihren Hosenbeinen ausbreiteten. Weitergehen, nicht stehen bleiben, wusste der im Guerillakampf geschulte Teil ihres Gehirns, nur ihre Beine konnten damit nichts anfangen. Sie zitterten, fühlten sich an, als seien sie unter Strom gesetzt. Das durchdringende Heulen von Sirenen brachte Nika zurück in die Wirklichkeit. Fast mechanisch stieg sie in den Fluchtwagen, der am Straßenrand parkte.

Ob alles geklappt habe, fragte Ringel und setzte den Blinker. Kein Auto kam ihnen entgegen, dafür hatten die Genossen gesorgt.

Nika drehte sich um. Sah den Wagen, den Fahrer, der aus dem Wagen taumelte. Desorientiert, blutend. »Ja.« Ihre Stimme war ein Fiepsen, fast so schrill wie das Jaulen des Dackels.

Ob sie sich in die Hose gepisst habe? Ringels Stimme klang spöttisch.

»Sieht so aus.« Nika starrte auf ihre nassen Hosenbeine. Ihre Zähne klapperten vor Kälte, und ihr Rücken schmerzte wieder. Wollte ihr Körper sie bestrafen? Am liebsten hätte Nika sich die Hose vom Leib gerissen, doch daran war nicht zu denken. Was war sie nur für ein bourgeois Weichei?

»Muss ein Scheißgefühl gewesen sein.«

Ringels Verständnis traf Nika unvorbereitet. Sie hatte die Lichtschranke aktivieren wollen und war sauer gewesen, als die Genossen sich für Nika entschieden. Dabei war der Grund für diese Entscheidung wenig schmeichelhaft: Nika war das schwache Glied in der Kette. Sie hatte zwar ein fotografisches Gedächtnis, aber nicht die Nerven, einen Fluchtwagen zu steuern. Also war es ihr zugefallen, die Lichtschranke zu aktivieren. Es war der einfachste Job gewesen.

»Ein Schwein weniger.« Nika biss sich auf die Unterlippe. Der Satz fühlte sich falsch an. Aber wenn es nicht richtig war, was sie hier taten, was blieb ihr dann? Sie konnte nicht zurück. Wieder zog es in ihrem Rücken: drängender, schmerzhafter. Nika fummelte eine Zigarette aus der Packung, doch nach dem ersten Zug wurde ihr schlecht. Sie kurbelte das Fenster herunter und warf die Zigarette aus dem Seitenfenster.

»Du bist zu weich«, sagte Ringel. Ein ständiger Streitpunkt zwischen ihnen. »Trotzdem«, fügte sie hinzu. »Du hast deine Sache gut gemacht.«

»Halt an!« Nika presste die Hand vor den Mund. Ihr Bauch zog sich zusammen, füllte ihren Mund mit Magensäure.

Ringel bremste und lenkte den Wagen an den Straßenrand. Sie fluchte und wollte wissen, was mit Nika los sei. »Nicht schon wieder«, brachte Ringel zwischen zusammengepressten Zähnen hervor. »Mach jetzt nicht schlapp.« Hinter ihnen hupte es. Auf der Gegenfahrbahn rasten Polizeifahrzeuge mit Blaulicht und eingeschaltetem Martinshorn an ihnen vorbei. Nika stieß die Beifahrertür auf und erbrach sich in den Rinnstein.

»Scheiße«, sagte Ringel, als Nika sich mit schweißnassem Gesicht zurücklehnte. »Du hast dich nicht bepisst.« Ringel war blass, ihre Stirn gerunzelt. Sie legte die Hand auf Nikas Oberschenkel. Auf einmal war ihre Stimme weich, fast fürsorglich, und passte so wenig zu der Ringel, die Nika kannte, dass es schmerzte. »Das ist ...«

»Nein.« Nika schlug die Hand weg. Sie wollte nicht hören, was Ringel sagte.

Doch eine Stimme konnte man nicht einfach so wegschlagen. Vor allem, wenn es nicht die eigene war.

## **3. Kapitel**

Auch wenn es eine Plättitüde war, stimmte es tatsächlich, Rabea dachte an die Worte der Frau, mit der sie in der letzten Nacht ihres alten Lebens am Küchentisch gesessen hatte – deine Welt bricht auseinander und trotzdem ist alles wie bisher. Die Sonne geht auf, die Müllabfuhr leert klappernd die Tonnen, Nachbarn holen die Zeitung rein und decken den Frühstückstisch auf der Terrasse. Ein Flugzeug zieht einen Kondensstreifen hinter sich her. Zu hoch, um das Brummen der Motoren über dem Rauschen der Autos zu hören, die als stetiger Strom über die nahe gelegene Bundesstraße fuhren. Im Garten tschilpten Spatzen, Tauben gurrten. Alles wie immer. Nur in ihr selbst war alles anders.

Rabea saß in ihrem Wohnzimmer, blickte hinaus in den Garten und fühlte nur Leere in sich. Sie trug das Sommerkleid, das ihre Eltern ihr einmal aus einem Spanienurlaub mitgebracht hatten, kein Schwarz. Ihr Vater hätte es nicht gewollt. Er hätte wahrscheinlich auch die Beerdigung so nicht gewollt. Aber eine Beerdigung war für die Lebenden, nicht für die Toten. Also hatten sie alles so gemacht, wie ihre Mutter es gewollt hatte. Sie war immer die Konventionellere gewesen. Ihr Vater hatte sie seinen Anker genannt und behauptet, dass er ohne sie wahrscheinlich schon lange tot gewesen wäre. Rabea hatte gedacht, das sei die romantischste Liebeserklärung, die ein Mann seiner Frau machen konnte. Aber als sie älter wurde, hatte sie begriffen, dass es ihre Geburt gewesen war, die dieses andere Leben unmöglich gemacht hatte. Und auch wenn Rabea nur eine sehr ver-

schwommene Vorstellung von diesem anderen Leben hatte, fühlte sie sich doch schuldig. Und nun war ihr Vater tot, und sie konnte nicht mehr mit ihm darüber sprechen. Sie griff nach einem Taschentuch und schnaubte sich die Tränen aus der Nase: Papa ist tot. Drei Worte, ein Satz. Ein Schlussstrich. Geschichten endeten anders. In Märchen hieß es: Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Die entscheidenden Worte waren »Und wenn«. Peter war gestorben, einfach so. Der Tod hatte ihn aus dem Leben gerissen. Was für eine Phrase und doch so wahr.

Marvin hatte Rabea vom Frauenhaus direkt ins Krankenhaus gebracht.

Ein Pfleger zeigte ihnen den Weg. Vorbei an verschlossenen Türen und gelben Schildern, die vor nassen Fußböden warnten. Neonröhren, gleißendes Licht, klackernde Schritte. Ihre hell, Marvins dunkel. Der Pfleger drückte auf einen Schalter, und eine Tür glitt lautlos vor ihnen auf.

Rabeas Vater lag noch in dem gekachelten Raum, in dem die Ärzte vergeblich versucht hatten, ihn wiederzubeleben. Auch wenn jemand aufgeräumt zu haben schien, stieß Rabeas Fuß gegen eine Plastikverpackung. Gabi stand über Peter gebeugt, strich ihm die Haare aus der Stirn, sprach leise mit ihm, als wollte sie ihn nicht wecken.

Als Rabea ihre Mutter ansprach, blickte Gabi auf, die Augen weit aufgerissen, trocken. Kurz streifte ihr Blick Marvins Uniform, unwillkürlich trat Rabea zwischen sie und Marvin. Sie schämte sich auf einmal schrecklich. Wieso hatte sie ihren Eltern nie gesagt, dass er Polizist war? Wieso musste Gabi es in dieser Situation erfahren?

Peter habe nur ein Glas Wasser trinken wollen, sagte Gabi. Sie schien Marvins Uniform überhaupt nicht wahrzunehmen. Und als er nicht zurückkam, sei sie in die Küche gegangen. Ihre Stimme klang flach, als läse sie die Worte von einem Zettel ab.